

Außergewöhnliche Automaten

Martin Riesen

Prolog

Ängstlich und mit einem seltsam schlechten Gefühl im Bauch stand Johanna in der schmutzigen, nach fauligen Abfällen stinkenden Ecke neben dem Gemüsehändler auf dem Wochenmarkt von Offenburg. Sie hatte keine Ahnung, was die Zukunft für sie bereithalten würde, und wusste nicht einmal mit Sicherheit, ob sie in der kommenden Nacht in ihrem Bett bei ihrer Familie schlafen konnte.

„Sei stark“, hatte ihr Vater gesagt, als er sie an diesem verhängnisvollen Junimorgen des Jahres 1874 zum Marktplatz begleitete. Sauber geschrubbt und in ihrem Sonntagskleid sollte sie den bestmöglichen Eindruck machen.

Wenig begeistert stand Johanna in ihrem schlichten, graubraunen Leinengewand schräg hinter ihrem Vater und harrte nervös der Dinge, die da kommen mochten. Eher mager und unscheinbar wirkte sie verletzlich und wesentlich jünger als ihre sechzehn Jahre, nicht zuletzt wegen der kräftigen Gestalt ihres Vaters, hinter der sie zu verschwinden drohte. Ihr halblanges, dunkelblondes Haar war ordentlich zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und auch wenn sie sich bemühte, sich nichts anmerken zu lassen, so war ihren dunkelbraunen Augen die Angst vor der Veränderung deutlich anzusehen. Sie war das Ebenbild ihrer viel zu früh verstorbenen Mutter; ein bezauberndes Wesen des Arbeiterviertels, das nur wegen der Zugehörigkeit zur niederen Schicht nicht auffiel.

Gesichtslose Gestalten bevölkerten den Markt und wandelten zwischen den Ständen hin und her, ohne Johanna und ihren Vater auch nur eines Blickes zu würdigen. Viele der Besucher schienen selbst Bedienstete zu sein, doch nicht wenige waren als Angehörige der niederen Bürgerschichten zu erkennen, die der Zielgruppe ihres Vaters entsprachen.

„Entschuldigen Sie“, sprach er einen älteren Herrn an, der, ohne sich die Auslage angesehen zu haben, am Gemüsestand vorbeigelaufen war. Der Mann wirkte zwar abwesend, blieb jedoch trotzdem stehen und sah zu ihnen hinüber, worauf ihr Vater weitersprach: „Caspar Bilde ist mein Name. Sie brauchen nicht zufälligerweise ein Dienstmädchen? Sie weiß, wie man einen Haushalt führen muss, und kann sehr gut kochen.“

Der Mann musterte sowohl Johanna als auch ihren Vater sorgfältig. Er trug eher schlichte Kleidung, die dennoch sicher nicht billig gewesen war. Es zeugte davon, dass er nicht zur adeligen Schicht gehörte, jedoch auch kein einfacher Arbeiter war. Bevor er antworten konnte, hatte Caspar Bilde seine Tochter gepackt und schob sie vor sich auf den Herrn zu.

„Ich habe schon ein Dienstmädchen“, erwiderte dieser. „Und für meine Werkstatt bräuchte ich eher einen geschickten, jungen Mann.“

„Sie ist geschickt!“, sagte ihr Vater eifrig. „Sie kann sogar lesen und schreiben, darauf habe ich viel Wert gelegt. Ich kann Ihnen kein Lehrgeld anbieten, da wir kaum genug für die Familie haben. Ich möchte meiner ältesten Tochter ein besseres Leben ermöglichen.“

Der Mann sah sich Johanna genauer an. Scheu und unsicher stand sie vor ihm und fühlte deutlich, wie sein Blick über ihren Körper wanderte. Sie kam sich ausgestellt vor, wie ein Tier im Käfig, oder wie ein Apfel, den man vielleicht kaufte oder, wenn er nicht gut genug war, in eine Ecke warf und verfaulen ließ.

Während er sie musterte, nutzte sie die Zeit, dasselbe zu tun. Seine Kleider waren praktisch und stabil geschnitten, was gemeinsam mit seinen schwieligen Händen auf eine Tätigkeit als Handwerker hindeutete. Die leicht strubbeligen Haare, die auf den Seiten seiner Melone hervorlugten, zeigten erste graue Strähnen, ebenso wie sein ordentlich gestutzter, nicht gewachster Schnauzer. Sein Blick war misstrauisch, aber freundlich, was Johanna zwar nicht die Nervosität nahm, jedoch zumindest ihre erste Angst etwas besänftigte.

„Wie heißt du, Kind?“, fragte er.

„Johanna“, antwortete sie leise.

„Professor Geich ist mein Name“, sagte er darauf. „Ich fertige Uhrwerke und Maschinen und könnte jemanden brauchen, der mir zur Hand geht. Glaubst du, deine Finger sind geschickt genug dazu?“

„Ganz sicher kann sie das“, mischte Caspar Bilse sich ein, was der Professor mit einem finsternen Blick quittierte.

„Ich denke schon“, antwortete Johanna zögerlich.

„Denkst du oder weißt du?“

„Ich habe so etwas noch nie gemacht“, gab sie zu.

„Das hätte mich auch gewundert“, meinte der Professor. Aus einer Brusttasche seiner Weste zog er einige Zahnräder und eine kleine Messingplatte hervor. „Kannst du die Zahnräder auf ihren Wellen so in den Löchern der Platte anordnen, dass man sie drehen kann?“

Neugierig betrachtete Johanna die Teile, die er ihr in die Hand drückte. Jedes der unterschiedlich großen Zahnräder war mit einem kleinen Stift versehen, der in eine der kleinen Ausbuchtungen auf der Platte passte. Kommentarlos setzte sie die Wellen ein, tauschte gelegentlich eines der sechs Räder aus, bis alle korrekt angeordnet und leicht zu drehen waren.

Der Professor brummte zufrieden und zog Johannas Vater zur Seite, um mit ihm in Ruhe reden zu können. Johanna sah den beiden mit einer Mischung aus Grauen und Verzweiflung zu. Sie wollte nicht weg von ihrer Familie! Johanna schluckte leer, als sie an ihre Geschwister dachte, und musste sich beherrschen, um nicht loszuheulen. Sie wollte ihre beiden Brüder und ihre einzige Schwester nicht verlieren. Nachdem ihre Mutter in der Leinenweberei Clauß nach dem Platzen einer Dampfleitung ums Leben gekommen war, hatte sich Johanna um alles gekümmert, da sie die Älteste war. Vier lange Jahre war sie nicht nur die große Schwester, sondern auch Ersatzmutter gewesen.

Warum musste ausgerechnet sie die Wohnung verlassen? War es, weil sie kaum Geld zur Familie beisteuern konnte? Das wäre aber unfair gewesen! Sie hatte Arbeit in den Fabriken suchen wollen, doch ihr Vater hatte es nicht erlaubt. Die paar Pfennige, die sie durch das Hüten der Nachbarskinder erhielt, waren nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Oder lag es am knappen Platz in der kleinen Arbeiterwohnung? Ja, sie hatten zu wenige Betten, wohnten zu fünft in zwei Zimmern, aber die meisten Familien hatten ebenfalls nicht mehr Platz zur Verfügung.

Nach nur wenigen Minuten wurde sie vor vollendete Tatsachen gestellt. Professor Geich stellte sie als seine Gehilfin ein und dafür erhielt sie Kost, Unterkunft und eine kaum erwähnenswerte Entlohnung. Caspar Bilse schien damit sehr zufrieden zu sein, ganz im Gegensatz zu Johanna, die sich jedoch nicht getraute, irgendetwas dazu zu sagen.

Als sich ihr Vater mit einer Umarmung von ihr verabschiedete, kamen ihr trotz aller Gegenwehr die Tränen, und nur sehr unwillig folgte sie ihrem neuen Meister in die Strohgasse, wo sich seine Werkstatt befand. Sie hoffte und betete, dass ihr Vater die richtige Entscheidung getroffen hatte.

des Lochkartenprogramms in das Aufnahmezentrum der Logikeinheit gezogen worden war. Während die kleine aber hocheffiziente Dampfmaschine im Sockel des Automaten leise zischte, bewegte sich ein langer mechanischer Arm nach vorn, nur um sogleich wieder quietschend stehen zu bleiben.

Ein leises Fluchen erklang, als der erneute Misserfolg offensichtlich wurde. Dies war nun der fünfte fehlgeschlagene Startversuch an diesem Abend. Vorsichtig stakste der Professor über den mit Ersatzteilen zugerümpelten Boden seiner Werkstatt um den Automaten herum und versuchte zu erkennen, warum er sich dieses Mal nicht weiterbewegt hatte. Der Geruch von heißem Metall mischte sich in das nicht mehr aus dem Raum zu bringende Potpourri aus Öldunst und den Abgasen der Dampfmaschine.

Ernst Geich galt als Experte für die überaus beliebten Automaten in der Stadt Offenburg. Die seltsamen Kreationen, die meist grob die Form eines Menschen nachahmten, sich autonom bewegten und einfache Arbeiten ausführen konnten, waren bei Jung und Alt beliebt, als Diener und auch als Spielzeug. Nur die wenigsten Bürger, die nicht selbst Mechaniker waren, wussten, wie überaus anfällig diese Technik war. Wenn sich nur eines der zahlreichen Gelenke um einen Millimeter verschob, konnte das die empfindlichen Schubstreben verbiegen oder gar zerbrechen, was eine komplizierte Reparatur nach sich zog.

Dieses Mal war das Problem der Lochkarteneinschub, in der sich die Platte aus Messing verkantet hatte. Mit einem festen Ruck zog er sie aus der Halterung und drehte mit der anderen Hand den Dampfahn zu, damit der Automaten sich nicht ungewollt weiterbewegen konnte.

Seufzend ging Ernst zurück zur Werkbank und legte die Lochkarte auf den Rohling, der als Vorlage diente. Die fehlerhafte Karte war um Haaresbreite größer, was der Grund für das Steckenbleiben gewesen war. Die Messingplatten waren nicht für den Betrieb gedacht, dafür nutzte man Karten oder Rollen aus dünner Pappe. Sie dienten als Vorlagen, die man auf die Pappe legen und so die Größe und die richtigen Lochabstände übertragen konnte, und wurden wegen ihrer größeren Stabilität zur Archivierung verwendet.

„Johanna!“, rief der Professor mit säuerlicher Stimme.

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis seine junge Gehilfin an der Tür der Werkstatt erschien und ihn fragend ansah. Wie der Professor trug sie bequeme und stabile Kleidung zum Arbeiten. Das hochgeschlossene Wollhemd war für diese Jahreszeit fast schon zu warm und der Rock aus ungefärbtem, dickem Leinenstoff eigentlich zu kurz; er endete knapp oberhalb der Schienbeinmitte. Allmählich wurde von ihr erwartet, sich wie eine Frau zu kleiden, und dazu gehörte ein längerer Rock, auch wenn er fürs Arbeiten eher unpraktisch war. Im Moment hatte sie allerdings nicht genug Geld, um diesen kleinen Frevel zu ändern, genauso wie sie noch immer keine Kopfbedeckung trug, wenn sie das Haus verließ.

„Hatte ich dir nicht gesagt, dass die Messingkarten exakt der Vorlage entsprechen müssen?“, fragte er.

„Ja, das hatten Sie, und ich habe jede Karte zwei Mal überprüft.“

„In diesem Fall hast du zwei Mal schlampig gearbeitet.“

„Ich habe mir Mühe gegeben, Meister“, sagte Johanna bedrückt. „Ich mache doch, was ich kann.“

„Ja, das befürchte ich ebenfalls“, murrte Ernst. „Ich habe dich angestellt, um mir zu helfen, nicht um mir das Leben schwerer zu machen!“

„Verzeihung, Meister“, murmelte Johanna.

„Ich werde jetzt zu Bett gehen. Du hingegen wirst jede einzelne dieser Karten nochmals überprüfen und sie exakt auf dieselbe Größe zurechtfeilen wie die Vorlagekarte.“

„Ja, Meister.“

„Bring mir die Karten bloß nicht durcheinander, klar? Bis morgen früh muss der Automaten funktionieren, sonst wirst du mich kennenlernen!“

Die Tür hinter sich zuschlagend eilte der Professor aus der Werkstatt und ließ Johanna allein zurück. Das Mädchen seufzte. Sie hatte wirklich ihr Bestes gegeben! Leider lag ihr diese Art handwerklicher Arbeit nicht besonders. Zwar hatte sie geschickte, flinke Finger, jedoch fehlte ihr sowohl die Kraft als auch die Geduld. Sie wünschte sich, ihr Vater hätte sich etwas mehr Mühe gegeben, als er für sie eine Anstellung gesucht hatte, und sie nicht dem Erstbesten überlassen, der ihm über den Weg gelaufen war.

Sie öffnete das Fenster einen Spalt, damit die feuchtwarme, unangenehme Luft ins Freie entweichen konnte. Vorsichtig fischte sie danach den schweren Stapel Messingkarten aus dem Automaten und tappte zur Werkbank. Das Chaos, das wie üblich in der Werkstatt herrschte, war unglaublich! Der Boden glich einem Trümmerfeld aus Einzelteilen und man konnte es nur mit langen, vorsichtigen Schritten durchqueren. Die geschmiedeten Gestelle an den Wänden waren als Teilelager gedacht, doch der Professor schien ein Lagersystem am Boden zu bevorzugen. So enthielten sie bizarrerweise kaum mehr als Staub und einige Ersatzteile, die aussahen, als würden sie schon seit dem frühen Mittelalter dort liegen. Nur vor den Maschinen – dem Stanzer, dem Blechstrecker, einem antik wirkenden Rohrbieger und dem Dampfgenerator – war ein bisschen Platz freigelassen worden. Ein schmaler Weg führte durch das Minenfeld aus Automatenteilen zur Tür der Werkstatt, die in die Strohgasse vor dem Haus führte.

Johanna türmte den Stapel Messingkarten auf einer freien Ecke der Werkbank auf, schob ein paar halbfertige Messinghände zur Seite, deren Schubstreben bereits von der unsachgemäßen Lagerung verbogen waren, und hängte danach pflichtbewusst die Feilen, Zangen und Hämmer an die vorgesehenen Haken gleich über der Arbeitsplatte aus dunklem, stark abgenutztem Buchenholz. Wie sich der Professor in diesem Durcheinander zurecht fand, war ihr schleierhaft. Es war ihre Aufgabe, für Ordnung zu sorgen, aber wenn er nur einmal hinter sich selber aufräumen würde, hätte sie bei weitem nicht mehr so viel zu tun gehabt.

Nachdem sie das Werkzeug aufgehängt und die Automatenteile zur Seite geschoben hatte, fand sie zumindest den nötigen Platz, damit sie sich um diese vermaledeiten Lochkarten kümmern konnte. Es war fast Mitternacht, als sie die Öllampe näher zu sich zog, die erste Karte in den Schraubstock spannte und nach der passenden Feile griff. Dies würde eine lange Nacht für sie werden.

Ernst grummelte vor sich hin, während er die Treppe zu seinem Schlafzimmer empor stieg, deren grobe Holzstufen seine kaum verständlichen Worte mit dumpfem Knarren begleiteten. Er bereute die Entscheidung inzwischen, Johanna als seine Gehilfin akzeptiert zu haben. Sie war zu Beginn wirklich vielversprechend gewesen, hatte Fingerfertigkeit und eine rasche Auffassungsgabe bewiesen, doch wie er zu spät festgestellt hatte, war sie nachlässig und hatte den Kopf lieber in den Wolken statt bei der Arbeit. Aber nein, eigentlich tat er ihr Unrecht. Sie war ein liebes Mädchen, doch genau da lag wohl das Problem. Sie war halt ein Mädchen. Nun verstand er zu gut, warum kein anderer Mechaniker, den er kannte, je eine weibliche Gehilfin eingestellt hatte.

Vermutlich würden die Nachbarn nun über ihn tratschen und ihn als alten Lüstling darstellen, der sich ein blutjunges Mädchen ins Haus geholt hatte, weil er es nie geschafft hatte, eine Frau zu finden. Keiner wusste, dass er sich nie für das andere Geschlecht interessiert hatte. Woher auch? Er band es sicher niemandem auf die Nase.

Sein Schlafgemach war fast das pure Gegenteil von seiner Werkstatt. So chaotisch und unordentlich die Letztere war, so aufgeräumt und beinahe spartanisch leer war Ersteres. Es enthielt nur ein Bett, seinen Kleiderschrank mit der fest verbundenen Waschkommode und den Sekretär. Er brauchte nicht viel zum Leben außerhalb der Werkstatt. Der Schrank war halb leer und den Sekretär benutzte er nur, wenn er in Ruhe einen formellen Brief schreiben musste. Die Rechnungen für seine Arbeit schrieb er lieber an der Werkbank oder am großen Esstisch in der Küche.

Ernst zog seine robuste Arbeitsweste aus, die mit ihren praktischen Taschen, Schlaufen und Ösen nach seinen Wünschen speziell für ihn angefertigt worden war, und hängte sie über den Stuhl beim

Sekretär. Er fuhr sich mit einer Hand durch das schütterere Haar, das in den letzten Monaten seinen hellbraunen Ton immer mehr durch eine Graufärbung ersetzt hatte. Er war nicht eitel, mochte es allerdings überhaupt nicht, wenn man ihn älter schätzte. Dies war auch der Grund, warum er keinen Vollbart mehr trug und nur den Schnauzer stehen gelassen hatte. Das hieß selbstverständlich nicht, dass er im Moment gut rasiert war. Wie so oft, wenn er den ganzen Tag in der Werkstatt verbrachte, hatte er auch an diesem Morgen darauf verzichtet.

Er beschloss, Johanna noch eine allerletzte Chance zu geben. Sie konnte nichts Gutes erwarten, wenn er sie aus dem Haus jagen würde. Da draußen würde sie wahrscheinlich in einer Fabrik, oder, wenn sie wirklich Pech hatte, in einem Bordell landen, aber hier durfte sie nur bleiben, wenn sie ihren Wert beweisen konnte.

Bevor er einschlief, nahm Ernst sich fest vor, morgen nochmals ein ernsthaftes Wort mit ihr zu reden.

Johannas Stimmung war so düster wie der Raum jenseits des Scheins der Öllampe, die auf der Werkbank stand. Gewissenhaft prüfte sie jede einzelne Lochkarte erneut und bearbeitete mit der Feile jede Abweichung von der Vorlagekarte, egal wie klein sie auch war.

Die Uhr über der Werkbank zeigte zwei Uhr an, als Johanna mit der letzten Karte fertig wurde. Sie gähnte herzhaft. Wahrscheinlich würde der Professor sie schlagen, wenn sie wieder einen Fehler gemacht hatte. Ob sie die Messingplatten zur Sicherheit nochmals überprüfen sollte? Spielerisch legte sie die letzten drei Karten hintereinander auf den Tisch und fuhr mit den Fingern dem eingestanzten Lochmuster nach. Sie fand es immer wieder erstaunlich, wie diese bizarren Metallkonstruktionen mit nur einigen solcher Karten als Hilfe die erstaunlichsten Bewegungen durchführen konnten.

Nach kurzem Überlegen nahm sie die erste Karte, die vorhin stecken geblieben war, und schob sie in den kleinen Testautomaten, der auf der Werkbank stand. Im Gegensatz zu den meisten anderen lief dieser mit Hilfe eines Uhrwerks und nicht mit Dampf, so dass er einfacher zu bedienen und beinahe lautlos war. Mit einem kleinen Hebel schaltete sie den Mechanismus ein, worauf die Messingkarte mühelos durch den Leseapparat der Logikeinheit ratterte, die mit leisem Klackern die Arbeit aufnahm. Der Automat streckte ihr die Hand entgegen, öffnete die Messingfinger und winkte ihr langsam zu.

Johanna kicherte leise und führte die zweite Karte in den Automaten ein, der daraufhin den Arm nach oben schwenkte und so tat, als lüftete er einen nicht vorhandenen Hut. Interessiert nahm sie die Karte aus dem Sammelbehälter und steckte sie ein zweites Mal in den Leseapparat. Sie beobachtete, wie die Fühler über die Oberfläche des Messings liefen und jeweils klackend eine Funktion auslösten, wenn sie auf eines der Löcher stießen. Ihre Müdigkeit war wie weggeblasen. Johanna fragte sich, ob sie auch ein solches Programm stanzen konnte.

Sie schielte zum Stanzer hinüber, der zu ihrer Linken in der Ecke der Werkstatt stand. Der Professor hatte ihr verboten, die Maschine zu benutzen, doch wenn sie nur ein paar Pappkarten verbrauchte, dann würde er das nicht einmal bemerken, oder?

Kurzentschlossen schlich sie zum Stanzer und betrachtete die Konstruktion genau. Eine Schablone für die korrekten Lochabstände war unter dem massiven Bolzen angebracht worden, der Löcher in so ziemlich jedes von Menschen hergestellte Material drücken konnte. Um Metall zu stanzen, war eine dampfbetriebene Pneumatik vorhanden, wie ihr der Professor am Rande erklärt hatte, aber für die weicheren Pappkarten reichte es, mit dem Handhebel zu arbeiten. Für den eigentlichen Betrieb nutzte man sowieso keine Metallkarten, da sie zu schwer und somit unpraktisch waren. Zur Archivierung war das dauerhafte Messing hingegen deutlich besser, und deshalb verlangte der Professor, jedes Programm zusätzlich auf solche zu sichern.

Sie starrte auf die Schablone, während ein Muster in ihrem Geist erschien, das sie in die Karte stanzen wollte. Die Funktion der Apparatur war ihr so klar, als wäre sie Teil ihres eigenen Körpers. Nachdem sie die Karte eingespannt hatte, begann sie instinktiv mit dem Setzen der Löcher, als hätte

sie nie etwas anderes gemacht. Nachdem sie das Ende der Karte erreicht hatte, nahm sie eine zweite zur Hand. Eine dritte und eine vierte folgten und schnell hatte sie einen kleinen Stapel gestanzter Lochkarten angelegt.

Die Sonne begann sich bereits am Horizont zu zeigen, als Johanna den inzwischen beachtlich großen Stapel in das Aufnahmefach des Testautomatons schob. Erschöpft und müde zog sie die Spiralfeder des Uhrwerks auf, schob die kleine Schreibmaschine, die verloren und fehl am Platz auf der Werkbank wirkte, in Reichweite des mechanischen Arms und aktivierte die Logikeinheit.

Leise ratterte die erste Lochkarte durch den Leser und gab dem Arm den Befehl, sich zu bewegen. Langsam aber exakt hob und senkte sich der Arm und begann, Worte in die Schreibmaschine zu tippen.

Strahlend vor Freude sah Johanna zu, wie ihr erstes Programm scheinbar fehlerlos ausgeführt wurde. Fasziniert beobachtete sie die Bewegungen und vergaß die Welt um sich herum, während sie über die Möglichkeiten nachdachte, die ein schreibender Automat haben könnte.

Leseprobe des Steampunk-Romans „Aussergewöhnliche Automaton“ von Martin Riesen.
Download zum persönlichen Gebrauch gestattet, Hosting mit Verweis auf storycorner.ch erlaubt.
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufführung oder Sendung, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des Copyrightinhabers.

www.storycorner.ch
www.facebook.com/autormartinriesen